In freier Stunde

Sohr, der Knecht

Roman von Arno Franz

„... also leben Sie wohl, behüt' Sie Gott," sagte Professor Carsten und hielt Sohrs Hand in der seinen.

Das war Abschied.

Sohr sah dem alten Herrn, der sich so lange um ihn bemüht hatte, fest in die Augen, sagte aber nichts und wußte auch nicht, was er hätte sagen sollen. Es wäre wohl für ihn das Richtige gewesen, wortlos zu gehen. Das aber konnte er nicht, weil der Professor seine Rechte immer noch mit beiden Händen schüttelte und drückte.

„Wir lassen Sie nur ungern fort, aber wir lassen Sie fort," redete der Professor weiter. „Des Menschen Wille ist nicht immer sein Himmelreich, mein lieber Sohr. Bei Ihnen schon gar nicht. Geben Sie sich keinen Täuschungen hin. Sie sind immer noch Patient und noch lange nicht gesund. Da Sie aber durchaus wollen, dann nochmals: Mit Gott und alles Gute."

Sohr lächelte zu den Worten des Alten, zog seine Rechte aus der des Arztes und strich sich über die Stirn.

„Mit Gott und alles Gute," wiederholte er. „Hm — na ja, sowas muß es auch geben," drehte sich um und schritt der Tür zu.

Dort stand Schwester Marianne, die ihn gepflegt hatte. Sie stand da wie Mensch gewordene Güte und Ergebenheit, an den Türpfosten gelehnt, in einem Sonnenstrahlenbündel, das durch das Fenster fiel.

„Na, Schwesterlein, auch ein Wort von Gott und dem Guten für mich ganz Verlorenen?" frug er, aber Schwester Marianne schüttelte nur den Kopf. Sie kannte ihn ja. Den Gott, den er verloren hatte, konnte ihm nur das Leben wiedergeben.

„Das Schweigen danke ich Ihnen, Schwester," sagte Sohr, „für die Pflege bringe ich es nicht fertig. Sie hätten mich in die Binsen gehen lassen sollen. Dafür hätte ich noch im Grabe für Sie gebetet. Wäre zwar auch Unsinn gewesen, aber immerhin: Denen, die glauben, soll's helfen."

Und zwischen Tür und Angel wendete er sich noch einmal um und sagte: „Es war Pfuscharbeit, Herrschaften, die ich seinerzeit vollbrachte. Die Praxis fehlte. Wenn es wieder so trifft, geht es besser," und schritt über die Schwelle.

Im Geschäftszimmer nahm er seinen Koffer in Empfang.

Auf der Straße empfing ihn das Leben.

*

Wie lange hatten die Aerzte und Schwestern des roten Backsteinkastens, der da hinter ihm lag, gebraucht, um den Zerschundenen zusammenzuflicken und wieder notdürftig auf die Beine zu stellen?

Sohr rechnete.

Genau dreizehn Wochen waren es. Das bedeutete einundneunzig Tage Liebe, Güte, Aufmerksamkeit und schweigendes Dienen um einen Kerl wie er war, also um ein Etwas, um das es sich nicht lohnte.

Daß es so etwas noch gab.

Er schüttelte den Kopf. Dann drehte er sich um und blickte die Front des Gebäudes entlang.

Ihn störte das unfreundliche Aussehen der Gebäude. Er konnte das Aeußere mit dem darin herrschenden Geiste nicht in Einklang bringen, deshalb ging er die Straße rechts hinauf, um den ganzen Komplex zu umgehen. Er mußte sehen, ob da nicht doch irgendwo eine Abwechslung war in dem rotsteinernen Einerlei, gab es aber bald auf — es war eines der Häuser so nüchtern und kalt wie das andere.

Als er die Luisenstraße zurückkam, fiel ihm das Denkmal auf, das man da förmlich an die Mauer geklebt hatte. Er war doch eben erst vorbeigegangen und hatte es nicht gesehen.

Albrecht von Gräfe — stand unter dem lebensgroßen Bronzebild.

Wer war denn der gewesen? Allem Anschein nach einer, der die Blinden sehend gemacht hatte, damit sie klaren Blickes das Unglück in der Welt betrachten konnten, damit sie nicht mehr nötig hatten, immer nur in sich hineinsehen zu müssen und in die Welt hineinzulauschen, nein, damit sie auch ihr Teil bekamen von all dem Schönen, Großen, Edlen und Guten, das dieses Leben erst lebenswert machte.

Es sollte keiner vor dem anderen etwas voraus haben, auch Mitleid und Teilnahme nicht, die Blinden und Kranken selbst ein Unmensch nicht versagt.

Ihr Toren! Als ob nicht die Nacht voller Zauber ist und der Tag voller Grauen.

Zu beiden Seiten des Monumentes war Melchthals Klage um das Licht des Auges in Stein gemeißelt. Und Sohr sprach sie leise vor sich hin:

„O, eine edle Himmelsgabe ist
das Licht des Auges! Alle Wesen leben
vom Lichte, jedes glückliche Geschöpf — — —
die Pflanze selbst kehrt freudig sich zum Lichte."

Nur diese vier Zeilen standen dort und ungewollt vollendete er das Fehlende:

„Und er muß sitzen, fühlend in der Nacht
im ewig Finstern — ihn erquickt nicht mehr
der Matten warmes Grün, der Blumen Schmelz,

die roten Firnen kann er nicht mehr schauen. Sterben ist nichts, doch leben und nicht sehen — das ist ein Unglück."

Wie oft hatte ihn diese Klage erschüttert! Heute kam ihm nur ein bitteres Lächeln an. Leben und nicht sehen — ein Unglück? Wo denn? Ein Glück ist das, aber kein Unglück! Nicht sehen — und nichts sehen — ist Glück. Da drinnen in diesen Häusern war es zu Hause das Glück. Da war man abgeschlossen von der Welt, da konnte das Außenstehende nicht herein, da war man blind für das Draußen. Da war man geborgen vor den Menschen und ihrem Tun.

Ein kleines Mädchen stand auch an dem Eisengitter vor dem Denkmal. Es hatte dem Monument den Rücken gekehrt. Offensichtlich interessierte ihm der Lebende an seiner Seite, der da unverwandt auf die Mauer starrte und ab und zu unverständliche Worte murmelte, mehr als das Bronzebildnis.

Sohr sah dieses kleine Menschenkind nicht, das immer näher an ihn heranrückte. Er sah auch das Monument nicht mehr und die steingemeißelten Buchstaben, aber ein Gehöft sah er in weiter Ferne, das lag mitten im Grün und rundum wogte auf weiten Feldern ein Meer von goldgelben Aehren und darüber hinaus träumten die Berge, und an leuchtenden Morgen glitzerten an Millionen Grashälmchen blinkende Tröpfchen — die Tränen der scheidenden Nacht — in der Sonne.

Das Bild stand lange vor seiner Seele.

„Sterben ist nichts, doch leben und — und —" Er griff mit der Rechten ins Leere. „Und nicht leben können, das ist das Unglück."

Das kleine Mädchen, das am Gitter stand, sagte fein und zart zu dem sonderbaren Manne, der die Lippen bewegte und doch nicht sprach und vor sich hinsah und doch nichts sah: „Tut dir was weh?"

Da erwachte Sohr, schüttelte sich und fragte mechanisch: „Warum?"

Und das kleine Mädchen sagte: „Weil du weinst."

Da strich sich Sohr mit dem Handrücken über die Wangen. „Naß wahrhaftig."

Und als das Mädchen weiter frug: „Du hast wohl kein Taschentuch?" und ihm das ihrige hinhielt, da weinte Sohr wirklich und sagte unter Lächeln: „Ja, mein Kind, das habe ich noch, das noch," und ging weiter, und das Mädchen blickte ihm nach.

Der Professor mußte recht haben: Er war noch lange nicht gesund.

*

Die Friedrichstraße war Sohr hinuntergegangen und stand jetzt unter den Linden. Bei jedem Schritt, den er getan hatte, hatte ihn etwas an früher erinnert. Hier bist du vor Monaten mit dem und dem gegangen. Als du vor Monaten hier gingst, war das so und so. Vor Jahren hast du da drüben bei Markgraf deiner Frau einen Schmuck gekauft. Als du am letzten Male hier warst, begegnete dir — — — !

Er schlug mit der Faust durch die Luft. Wozu dieses alberne: als du. Es war doch vorbei. Er riß sich zusammen. Er wollte nicht mehr an sich denken, nicht mehr an die, die für ihn tot sein mußten, nicht mehr an die Vergangenheit und das, was war.

„Du mußt raus aus diesem Trubel!" entschied er, „mußt aufs Land, auf irgendeine Klitsche als Knecht oder Verwalter oder Inspektor. Mußt arbeiten, bis du stumpf und dumm bist und ein neues Ich in dir geboren ist."

Da war eine Bank.

Sohr setzte sich. Den Koffer stellte er zwischen seine Füße.

Ihm war trostlos zumute.

Keine Aufgabe und kein Ziel haben ist schlimmer noch als keine Hoffnung haben. Man ist so leer dabei und man fühlt sich, als ob nichts mehr in einem wäre. Man hat keinen Teil mehr an irgendwelchem Geschehen, was es auch sei und wen es betreffe, man ist nicht mehr wer, sondern nur noch was. Eine belanglose, überflüssige Sache.

Ob unter denen, die da die Linden entlang hasteten, geschäftig, eilig, wichtig, als ob von ihrem Gehaben das Weltendasein abhinge, auch welche waren, die nach Geld rannten, um den nächstfälligen Wechsel einlösen zu können? So wie er gerannt war von Pontius zu Pilatus und von Tür zu Tür.

Verflucht! Wie hatten ihn seine Geschäftsfreunde behandelt, denen gegenüber er sich von vorbildlicher Treue gezeigt hatte, die nie vergeblich zu ihm gekommen waren, wenn einmal Verlegenheit oder Not vor ihrer Tür standen.

Und das war oft geschehen.

Ihn hatten sie immer bereit gefunden und nicht wenige dieser ihm Verpflichteten hatten von Nievergessen", „Immergedenken" und „aufrichtiger Dankbarkeit" gesprochen.

Und als es dann am Dankbarkeits-Bezeugen war, als sie bezahlen sollten, was sie empfangen hatten, da hatten sie sich verleugnet und ihn auch. Schandbar hatten sie ihn behandelt und vor sich selber schämte sich Sohr heute noch...

Ein Männerwort ist noch lange kein Manneswort. Das hatte er sehr deutlich erkennen müssen und auch über Gut und Böse, Recht und Unrecht hatte ihm das Leben ein besonderes Brevier gelesen. Was den einzelnen gut war, das war richtig und was ihnen nützte, das war gut und ob sie die dunkelsten Wege gingen und die schiefsten Dinge taten, sie taten doch Recht und ob sie Dreck am Stecken hatten, klumpenweise, sie waren doch ehrbare Herren.

Sonderbar, daß ihm das alles jetzt erst kam. In der Charitee hatte er mit keinem Gedanken an „einst" gedacht, er mußte da in einer anderen Welt gelebt haben, in einer Welt, zu der das Draußen nicht hereingelassen wurde.

Und wie war er da eigentlich hingekommen? Ja, wie war das doch?

Ach so: es war da mit einem Male aus gewesen. Zwangsversteigerungsvermerk im Grundbuch auf seinem Besitz! Wegen vier Kundenwechseln über je sechstausend Mark, die er empfangen und weitergegeben hatte und die diejenigen, die sie einzulösen verpflichtet waren, nicht eingelöst hatten. Ja, so war das.

Wechsel sind ein goldener Galgen.

Wenn er das doch früher gewußt hätte!

Als er es wußte, nützte ihm die Weisheit nichts mehr. Und von dem Galgen konnte er sich nicht lösen.

Es war ganz plötzlich vorbei mit ihm. Die letzte Hoffnung hatte getrogen, der letzte „Freund" gelogen, kein Weg mehr offen.

In völliger Umnachtung mußte er sich befunden haben, als er vor dem „Fürstenhof" über die Königgrätzer Straße ging, in der Absicht, sich zu Tode fahren zu lassen. Heute noch wußte er nicht, was eigentlich den unmittelbaren Anlaß zu diesem Entschluß gegeben hatte. Er sah nur noch die Vollendung vor sich, fühlte das heransausende Auto, hörte die Rufe der Passanten, Schreie hörte er, fühlte noch, wie er damals die Augen schloß und wie er dachte: „Jetzt — jetzt!" Dann war ein Feuerball vor seinen Augen gewesen und dann war er nach drei Tagen Bewußtlosigkeit in der Charitee erwacht.

Als es wieder soweit mit ihm war, daß er sich aufrichten konnte, hatte er auf der Tafel über seinem Bette den Krankenbefund gelesen: „Schädelbruch, Schulterbruch, innere Verletzungen und Fleischwunden an Kopf, Brust und Armen."

„Mit welchem Rechte eigentlich," fragte sich Sohr, „hat man dich damals in jenes Haus gebracht, mit welchem Rechte dich gepflegt, geheilt und dem Leben wiedergegeben. Alles gegen deinen Willen. Mit welchem Rechte legt ein Unsichtbares einfach Beschlag auf dich? Wem denn bist du verpflichtet oder verbunden, wem? — Den Menschen, dem Staat, der Gemeinschaft von zweiundsechzig Millionen dir vollkommen gleichgültiger Kreaturen, von denen dir keine einzige helfen konnte und wollte in deinen persönlichen Angelegenheiten und die dir jetzt nur geholfen haben als Sache, aus reinem puren Eigennutz und in der Erkenntnis, daß ihnen die Unterhaltung eines gesunden Menschen immer noch billiger zu stehen kommt wie die eines Kranken."

So gingen seine Gedanken durcheinander, wirr und unlogisch und nach jeder Gedankenreihe fuhr die Hand an die Stirn, als ob sie bannen und hemmen könne, was da drinnen kreiste.

Endlich fuhr er auf.

„Fort, fort! Ich muß fort, wenn ich nicht wahnsinnig werden will. Fort! Aber wohin?"

Und er setzte sich wieder, zog sein Portemonnaie, zählte eine Mark und dreiundzwanzig Pfennige und ging wie ein Fremder väterlich mit sich selber zu Rate.

„Was mußt du tun, um unterzukriechen? Du mußt Geld schaffen, einen Arbeitsanzug mußt du haben, Arbeitsschuhe und Hemden, verkaufen mußt du, was du hast oder eintauschen gegen das, was du brauchst. Du mußt auch äußerlich ein anderer werden. Vom alten Sohr darf nichts mehr übrig bleiben."

Er nahm seinen Koffer auf, ging über den Schloßplatz, dem Osten zu.

Auf dem Alexanderplatz wimmelte es von Menschen. Männer und Frauen boten Ansichtskarten feil, „Berlin bei Nacht" für zwanzig Pfennige, Hosenträger, die vom Ansehen schon kaputt gingen, Kleiderstoffe, über die das Ursprungszeugnis fehlte, Blumen jeder Art, Krawatten aus reiner Seide, drei Stück für eine Mark, Hosenknöpfe, Schnürsenkel, warme Würstchen mit und ohne Mostrich, Porzellankitt und Feuerzeuge.

Ein blinder Geiger fidelte sich für einen nackten Sechser die Seele aus dem Leibe, Kriegsinvaliden, die den Jahren 1914 bis 1918 Gliedmaßen oder Nerven geopfert hatten, drehten den Leierkasten und Kinder, die keine Kinder mehr waren, verkauften Streichhölzer oder bettelten.

(Fortsetzung folgt)

„Muß Krieg sein?"

Erzählung von Heinrich Eckmann.

Beim Ausbruch des Krieges war der englische Pionierhauptmann Captain Karn, ein junger Leutnant, voller Unternehmungsgeist und Abenteuerlust, ein vorzüglicher Sportsmann. Er gehörte mit zu den ersten englischen Truppen, die in Frankreich gelandet wurden, und war überall mit dabei, wo es etwas zu erleben gab. Am liebsten unternahm er nachts Erkundungsgänge nach dem deutschen Graben hinüber, immer jung und begeistert und frisch und mutig drauflos. Dann aber kam die Nacht vor dem großen Angriff, der nach dem englischen Armeebefehl die deutsche Front durchbrechen und die englischen Truppen siegreich nach Lille führen sollte.

In dieser Nacht wollte Leutnant Karn sich mit seiner Drahtschere ein wenig bei den deutschen Stacheldrahthürden beschäftigen und nebenbei auch die Stimmung im deutschen Graben erkunden. Er war ein Glücksmensch, ihm schlug eigentlich nie fehl, was er sich vornahm.

Die Nacht war sehr dunkel. Ein feiner Sprühregen rieselte nieder. Das verdroß ihn etwas, erleichterte ihm auf der andern Seite auch die Ausführung seines Vorhabens, und darauf kam es ja schließlich an. Je mehr er sich dem deutschen Graben näherte, desto langsamer und vorsichtiger bewegte er sich vorwärts, zuletzt, etwa in der Mitte des Niemandslandes, bei jeder Bewegung sich scheu nach allen Seiten sichernd. Denn den Deutschen war nicht zu trauen, auch sie hatten ihre feldgrauen Spürhunde in jeder Nacht unterwegs, man hörte es ja an den seltsamen Zeichen, die fast in jeder Nacht durchs Dunkel spukten, Tierstimmen oder ähnlichen Lauten, die meistens vortrefflich nachgeahmt waren. Nein, die Deutschen schliefen nicht, verdammt nicht, auch sie waren immer rührig.

Dann aber duckte er sich rasch und lag auf einmal unbeweglich da, ganz platt auf dem Boden, im Dreck und Schlamm, Augen und Ohren aufs schärfste angespannt. Hatte er nicht eben irgendein Geräusch vernommen? Lag dort, einige Schritte von ihm entfernt, nicht irgend etwas auf der Lauer? Es war vor ihm freilich nichts Besonderes zu unterscheiden — aber doch, irgend etwas mußte da sein — er glaubte sogar den Atem eines Menschen ganz in seiner Nähe zu hören. Er bewegte sich nicht, er starrte nur vor sich hin in das unheimliche Dunkel, das sich seinen spähenden Augen immer mehr lichtete, ohne ihm allerdings mehr zu verraten. Er wußte selber nicht, wie lange er so lag, eine Viertelstunde oder gar eine halbe Stunde oder viel weniger — immer unbeweglich und platt auf dem Boden im Schlamm, der ihn langsam immer tiefer und fester in seine Arme zog. Aber vor ihm schien alles tot und leer zu sein, nichts rührte sich.

Er begann ungeduldig zu werden. Er fühlte sich geäfft. Er dachte nicht daran, tatenlos und unnütz in diesem Dreck zu liegen und seine Stunden zu vertrödeln. Er zog langsam und vorsichtig das linke Bein an, blieb aber noch immer platt auf dem Boden liegen, spähte und horchte voraus.

Auf die Ellbogen gestemmt, hob er langsam seinen Körper aus dem Schlamm. Als er nun den lauernden Gegner vor sich noch immer nicht entdecken konnte, machte er sich ganz frei von allen Hemmungen und faßte wieder sein Ziel ins Auge, den deutschen Graben.

In diesem Augenblick aber erhob sich — — sprang etwas vor ihm auf, nicht genau vor ihm, sondern vielleicht zwei Schritte zur Seite oder gar hinter ihm — — schoß empor wie ein wildes Tier, auf ihn zu, ihn an die Gurgel greifend. Mit einem Faustschlag gegen die Brust des auf ihn Eindringenden befreite Leutnant Karn sich, merkte erst jetzt, daß er seine Drahtschere nicht in der Hand hielt, hatte aber keine Zeit, weiter darüber nachzudenken, denn eine Faust traf ihn mitten ins Gesicht. In wenigen Sekunden spielte sich zwischen ihm und seinem Gegner ein Kampf um Leben und Tod ab, ein rasendes Messen der Kräfte, Mann gegen Mann, Faust gegen Faust, blitzschnell gegen den Gegner ausgesandt, nicht in Worte zu fassen. Leutnant Karn war seinem Gegner bestimmt überlegen an Jahren, an Kraft und an Ausdauer, aber sein Gegner ergab sich nicht, er erhob sich immer wieder wie der Blitz, wenn er zu Boden geschlagen wurde, und sprang seinen Gegner an, bis auch dieser einmal unter seiner Faust in die Knie sackte, dann aber zu einem mächtigen Schlag ausholte, der den Deutschen niederhämmerte, aber nicht früher, bis der Deutsche im selben Augenblick dem Engländer an die Kehle griff und ihn mit ungeheurer Wucht, seine Finger in seine Gurgel krallend, mit sich zu Boden riß, daß auch dem Engländer die Besinnung schwand.

Als Leutnant Karn wieder aufwachte aus seiner kurzen Ohnmacht, sah er, daß der Deutsche, nur einen Schritt von ihm entfernt, zwar noch immer am Boden lag, aber mit einem plötzlichen Ruck, wohl die Gefahr erkennend, sich wieder erheben wollte. Doch gelang es ihm nicht, er sank wieder kraftlos in sich zusammen. Der Engländer vermochte keine Hand zu rühren vor innerer Erregung und selber noch benommen vom eisernen Griff des Gegners. So lag auch er noch eine Weile da, abgekämpft und ermattet, bis er die leise Stimme des Deutschen vernahm und seine Frage verstand: „Wer bist du?"

Dieser Frage von Feind zu Feind, so komisch sie auch war, konnte der Engländer sich nicht verschließen und er antwortete ebenso leise, fast gütig: „Ich bin Leutnant Karn von den Königlichen Pionieren."

Wohl eine Minute verstrich, ohne daß etwas geschah. Leutnant Karn hockte noch immer ratlos und unentschlossen neben dem erbitterten Gegner und kannte sich selber nicht mehr. Jetzt versuchte der Deutsche wieder, mit einem mißtrauischen Seitenblick und auf seine Ellbogen gestützt, sich zu erheben, und diesmal gelang es ihm ganz gut. „Warum hast du mich nicht getötet?" fragte er.

„Muß man immer gleich töten?" fragte der Engländer.

Da rückte der Deutsche näher an seinen Gegner heran und

starrte ihn an, als wolle er sein Gesicht erkennen und wissen, mit wem er gekämpft habe. Das war für den Engländer so wundervoll, daß der Ernst in seinem Gesicht sich löste und in ein gütiges Lächeln wandelte. Und nun sah er, daß auch im Gesicht des blutjungen Deutschen dieses Lächeln aufblühte, glücklich und dankbar.

Der Deutsche reichte dem Engländer die Hand hin und sagte: „Ich danke dir."

Noch immer lagen sie im Schlamm dicht nebeneinander, sahen sich an und lächelten. Und dann fragte der Deutsche in seinem schlechten Schulenglisch, fast kindlich und zögernd und ungewiß, aber doch wieder vertrauend: „Muß Krieg sein?"

Diese Frage erschütterte den Engländer in diesem Augenblick so sehr, daß es ihn fast überkam. Und er hätte wetten mögen, daß er vor einer Stunde noch geantwortet hätte: „Selbstverständlich muß Krieg sein. Du hast wohl Angst?" Aber nun antwortet er: „Ich glaube nicht."

„Warum ist denn Krieg?" fragte der Junge. „Und warum kämpfen du und ich gegeneinander? Sind wir nicht von einem Blute?"

„Ja", erwiderte der Engländer, obwohl er vorher in seinem Leben noch nie darüber nachgedacht hatte.

„Verstehst du das?" fragte der Deutsche.

„Nein", erwiderte Leutnant Karn, ganz im Banne des Jungen, der fast ein Knabe war.

Dann lagen sie beide wieder da und schwiegen.

Nach einer Weile sagte der Deutsche: „Ich sehe, du bist ein englischer Offizier, ich bin nur ein Kriegsfreiwilliger. Aber wie alt bist du?"

„Fünfundzwanzig", kam die Antwort.

„Oh, ich bin erst achtzehn Jahre alt", sagte der Deutsche. Und dann fragte er: „Wirst du mich jetzt gefangennehmen?"

Der Engländer schüttelte den Kopf und sagte: „Nein."

„Du bist aber doch stärker als ich", sagte der Junge und lächelte, fast ein wenig überlegen, wenigstens aber frei und ohne Angst.

Der Engländer sagte: „Ich liebe dich." Ganz schlicht und einfach sagte er das.

„Aber glaubst du wirklich, daß ich einfach so mit dir gegangen wäre, wenn du mich hättest gefangennehmen wollen?"

„Nein", sagte der Engländer, „das glaube ich nicht. Du wärest nicht freiwillig mit mir gegangen."

„Nein", sagte der junge Deutsche, „ich hätte es dir nicht leicht gemacht."

„Das weiß ich", sagte der Engländer.

Einen Augenblick blieben sie noch zusammen. Mit ein paar Worten leuchteten sie über ihr Leben. Sie wollten beide noch nicht gern sterben, sondern kämpfen!

Dann erhoben sie sich und reichten sich die Hände. Für eine Sekunde standen sie einander aufrecht und ernst grüßend gegenüber. Sie sprachen kein Wort mehr. Was wollten sie auch noch sagen? Sie ließen die Hände los, duckten sich nieder und krochen wieder auseinander, in ihre Gemeinschaft zurück, die ihnen die höheren Gesetze ihres Handelns und ihrer Haltung gibt!

Ein Schiff fährt in den Ruhm

Skizze von Ludwig Freiwald

Der sich allmählich aus dem Meere hebende Morgen des 4. August 1914 gebiert im Bereiche der Japanischen Inseln die erste Seekriegstat eines deutschen Auslandskreuzers.

Oestlich der Insel Thusima zieht der Schatten eines Kriegsschiffes mit drei Schornsteinen über die lichtlosen Flächen der Korea-Straße südlichen Kurs. Dem Schiff entgegen läuft der hohe Umriß eines Handelsdampfers.

Noch weiß keiner vom anderen.

Die Formen des Dampfers lösen sich mit dem aufdämmernden Tag aus der Unförmigkeit der Silhouette, und bald sind über nachtschwarzem Rumpf zwei gelbe Schornsteine zu erkennen. Gleicherweise entwickeln sich die Umrisse des Kriegsfahrzeuges zu den Linien eines modernen kleinen Kreuzers, dessen lichter Anstrich jedoch immer noch dem Grau der Dämmerung verhaftet bleibt. Die Niederschläge durchlaufener Regenbänke haben dem Sichtkreis beider Schiffe enge Grenzen gezogen, in die der Wind plötzlich zwei klaffende Schluchten reißt. Jäh stehen sich Dampfer und Kriegsschiff in nächster Nähe gegenüber. Deutlich erkennen sie im anderen den Feind.

Im unerhört schnellen Wenden des als russisch ausgemachten Dampfers wird der Name „Rasan" abgelesen. Die aufspringenden Alarmpfiffe des gefechtsklaren Kreuzers gellen dem Flüchtling nach, doch die an den Kanonen stürzenden Geschützbedienungen sehen nur noch ein großes Schiff verschwinden.

Das plötzlich höher schlagende Kielwasser treibt den Kreuzer schneller durch die Wogen. Seine Warnungsschüsse zerreißen überlaut die friedliche Stille dieses europafernen Seegebietes. Als ob die Kanonenschläge den Sichtkreis gesprengt hätten, weitet sich zusehends der Horizont. Es tagt.

Und jetzt: Betäubendes Krachen jagt Schuß auf Schuß aus den Rohren der Deckgeschütze. Die Granaten heulen klirrend über den mit höchster Fahrt voraus laufenden Dampfer, hochgeworfene Wassersäulen in den Weg des Schiffes bannend.

Groß und starr blicken die Augen des russischen Kapitäns auf diese seltsamen Wegweiser, und während noch der Hilferuf des Bordfunkers durch die Geschoßbahnen zittert, schreit er den Befehl zum Stoppen in den Maschinenraum.

Mit dem abblasenden Dampf kommt der Kreuzer näher, und es wächst sein Name ins Riesenhafte: E m d e n.

Atem der Nacht

Von Albin Stamm.

Kürzlich in einer Sommernacht war es, daß ich mit brennender Deutlichkeit wieder einmal an den Krieg erinnert wurde. Auf schmalen Waldpfaden hatte ich viele Stunden weit durch mein heimatliches Bergland zu gehen, es war finstere Nacht, und ich hatte alle Sinne anzuspannen, um auf dem rechten Wege zu bleiben.

Das Auge ist es ja nicht allein, das uns durch die Finsternis leitet, mit allen Sinnen fühlt man sich durch die Nacht, und alle Einwirkungen, auch wenn sie nur schwach und leise sind, empfindet man dann klar und scharf. Im Kriege war das in noch höherem Maße ausgeprägt, als es heute bei uns der Fall sein kann. Wir waren jung und unsere Sinne unverbraucht und ungemindert; wie witternde Tiere schlichen wir oft durch die Dunkelheit, jeden Augenblick konnte irgend eine Ueberraschung losbrechen — es waren oft erregende Stunden. Wir waren ja richtige Nachtwesen geworden, wir waren nachts ebenso wach wie am Tage, alle Fibern und Fasern waren gespannt, wir horchten und lauschten und bohrten unsere Augen in die schwarze Wand vor uns. Heute sind wir wieder einer strengen Regelmäßigkeit ausgeliefert, mürbe vom Tagewerk, verschlafen wir die Nächte; es vergehen Wochen, ehe es uns einfällt, einmal den Blick zum Sternenhimmel zu erheben, und meistens wissen wir es nicht, welch eine Stellung der Mond gerade hat, und wann er auf- und untergeht.

Alles das war uns damals vertraut. Wie oft lagen wir in irgendeinem Erdloch auf dem Rücken und hatten die Augen zum sternüberschütteten Himmel gehoben, und der Mond war unser Freund und Begleiter, den wir auf und niedergleiten sahen. Wir waren Zeuge, wie die Sterne während der Nacht von dem einen Ende des Himmels zum anderen wanderten — das alles ist ja schon so weit zurück.

Als ich neulich durch die Nacht wanderte und nichts hörte als meine eigenen Schritte und das Rascheln des ziehenden Wildes im Altlaub, da war es ein heranwehender würziger Duft, der mich jählings in die Kriegszeit versetzte. Ich war aus einem Wald herausgetreten, und vor mir lag, unkenntlich in der Finsternis, ein aufgebrochener Acker, dessen Hauch ich einatmete. Am Tage geht man achtlos daran vorbei, da tritt der Geruchssinn hinter den Eindrücken zurück, die das Auge vermittelt, aber nachts entgeht einem kein Hauch, den die Landschaft aussendet. Den Atem der Landschaft kann man die Düfte nennen — wie gut wußten wir sie damals voneinander zu unterscheiden! Ein Fruchtfeld duftete, Acker und Wiesen, Klee und Heide, Schlehenbusch und Fichtenwald — alles hauchte seinen Atem aus, und wir sogen ihn erquickt ein auf einsamen Gängen und nächtlichen Märschen.

Es hat den Anschein, als seien viele Düfte am Tage tot und wachten erst dann auf, wenn die Dämmerung der Nacht gewichen ist. Dann haucht die Erde die Kraft der Sonne wieder aus, die sie den Tag über eingesaugt hat, dann bricht der Duft der Erde und der Gräser auf, und der edle Würzgeruch des Waldes, von der Sonne tagsüber gelockt und umschmeichelt, quillt dann erst aus Borke und Nadel. Wie die Brunnen lauter rauschen in der Dunkelheit, so leuchten nachts alle Gerüche stärker, und die edelsten Düfte, scheint es, fliehen die Helle des Tages und erwachen erst nachts zum Leben.

Wie liegt unser Nachtleben so weit zurück! Jetzt sind wir mürrische Tagmenschen geworden, denen die Nacht nur gut ist zum Schlafen. Nur dann und wann bricht die Erinnerung in unser Gemüt ein, wir sehen uns wieder vor unserem inneren Auge, wie wir unterm Sternenhimmel standen oder wie wir in schaurigen Regennächten, die nicht enden wollten, unsere Pflicht taten. Wie weit liegt das alles hinter uns!